

DÜSSELDORFER
MONATHEFTE

mit Illustrationen von

A. Achenbach, O. Achenbach, Beck, Beckmann, Camphausen, F. Erdmann,
J. Fay, O. Fikentscher, A. Flamm, O. Günther, M. Gek, Hofmann, Hübner,
Lachenwitz, Meyer, Reinhardt, Chr. Reimers, Scheuren, Schrödter, Süss,
Sonderland, Ch. und J. Schlesinger, A. Schmitz, Vantier, Wieschebrink,
A. Wolff, A. v. Wille u. m. A.

Redigirt von der Verlags handlung.

BAND XI.

HEFT XXV-XXVIII.

Druck und Verlag von Aruz & Comp. in Düsseldorf.

DÜSSELDORFER

MONATLICHE

mit Illustrationen von

A. Schlegel, W. Schlegel, J. Schlegel, H. Schlegel, K. Schlegel,
 J. Schlegel, W. Schlegel, A. Schlegel, O. Schlegel, J. Schlegel, O. Schlegel,
 K. Schlegel, W. Schlegel, H. Schlegel, K. Schlegel, J. Schlegel, J. Schlegel,
 W. Schlegel, A. Schlegel, O. Schlegel, J. Schlegel, O. Schlegel,
 K. Schlegel, W. Schlegel, H. Schlegel, K. Schlegel, J. Schlegel, J. Schlegel,

Verlag von der Buchhandlung

BRUNNEN

NO. 1

Preis nach Vereinbarung mit dem Verlag

Hunger ist der beste Koch.

Der Herzog von Ardenn betrieb
Die Jagd mit vieler Lust und Lieb;
Bergab dabei oft Speis und Trank,
Wie sehr ihn auch der Hunger zwang. —
So hatt' er einst bis in die Nacht
Den Tag mit Jagen zugebracht;
Da meint er, endlich sei's wohl Zeit,
Daß man das Jagen ließ für heut!
Und als er ritt zum Wald hinaus,
Da hielt er es nicht länger aus,
Wie sehr er auch dagegen sich,
Der Hunger ihn gewaltig sicht. —
Am ersten Hüttchen hält er an,
Für jetzt er nimmer weiter kann.
„Frau Wirthin, schaffet mir sogleich
Das Best' aus eurem Küchenreich!
Kann heut unmöglich weiter gehn,
Bevor ich in den Krug gesehn!“
Die Alte that, wie er gebot,
Und setzt ihm vor ein schwarzes Brod,
Auch gutes braunes Gersten-Bier
In einem feineren Geschirr,
Dann einen Napf mit Sauertraut,
Das eist durch Schweinefleisch gebräut.
Und wie es kräftig vor ihm dampft,
Der Herzog mit dem Fuße stampft:
„Bei meinem Part, ein solch Gericht
Verges ich meiner Tage nicht!“
Und als er sich gestärkt nach Lust,
Da ward's ihm leichter um die Brust;
Der Wirthin sagt er vielen Dank,
Und lobte nochmals Speis und Trank.
Tann schwang er fröhlich sich auf's Ross,
Und zog daheim mit seinem Troß;
Und unterwegs war er laut,
Des Lobes voll vom Sauertraut. —
Als er nun einst zur Tafel saß,
Vergnügt von Dem und Jenem aß,
Da fiel ihm der Gedanke ein:
Die Speisen könnten besser sein.
Drauf kesset er manch' gut Gericht,
Doch Alles schmeckt so trefflich nicht,
Wie jenes bei der Bauersfrau.
Die Köche waren da nicht lau,
Sie sehten, drieren Nacht und Tag,
Und wußten nicht, woran es lag;
Zerbrachen sich die Köpfe schier,
Doch in dem schönen Lustrevier
War Keiner, der da recht verstand
Zu treffen, was der Herzog sand.



Der aber sandte zu der Frau,
Befahl ihr, daß sie ihm genau,
Da er nur ihrer Kunst vertrau'
Ein Schüsselchen zurechte brau'
Mit Schweinefleisch und Sauertraut. —
Die Alte, damit wohl vertraut,
Die trippelt eifrig gleich heran,
Und dem Befehle unterthan,
Macht sie so köstliches Gericht
Wie wohl in ihrem Leben nicht. —
Und als es Zeit zur Tafel war,
Befahl der Herzog, daß die Schaar
Der Köche vor ihm stehen sollt',
Weil er sie nun beschimpfen wollt'.
Schon pranget dampfend das Gericht,
Den Köchen all' der Muth gebricht.
Er setzte kostend sich zurecht,
Und fand das Kraut nun — bitter, schlecht. —
Er tadelt ohne Unterlaß
Mit Heftigkeit bald dies, bald das.
Der Alten fast das Herz zerbricht,
Doch macht sie noch ein froh Gesicht
Zum bösen Spiel, und hub fortan
Zum Herzog so zu sprechen an:
„Daß Euch nicht schmeckt der Sauerkohl,
Herr Herzog, das begreif' ich wohl;
Das macht, Ihr habt nicht Appetit.
Ergt Euch auf's Ross, macht einen Ritt,
Und jagt in Eurem Jagd-Revier
Der Stunden drei nur oder vier,
Dann wird mein Sauertraut Euch munden!
Ein altes Sprüchlein kann's bekunden;
Versucht es nur, es heißt annoch:
Der Hunger ist der beste Koch!“ J. B. E.

Eine lehrreiche Geschichte aus dem Leben

in Prosa, Versen und Bildern,
von einem stillen Beobachter.



Es war aber eine Frau und ein Fräulein.
Die eine war schön, blond, jung und Wittwe;
die andere war auch schön, braun, noch jünger und
Jungfrau.

Und es geschah, daß sie Beide in einer voll-
reichen Stadt mitsammen über die Straße gingen
zu nachtschlafender Zeit, um die zehnte Stunde.

Da nahte sich ihnen ein modernes Jünglingspaar.

Tänzelnd schwebten sie her, die fradungürteten Stutzer,
Neigten sich zierlich und leicht, wie's die Sitte verlangt,
Dann melodisch ergoß sich ihrer Rede Metallklang:
„Oh, permettez, mes dames, de vous offrir nos bras!

C'est l'usage du monde
Que chacun aie sa chacune
Lui est pour la blonde
Et moi, je suis pour la brune!“
(„Es geht im Volke die Rede:
„Ein Jeder hab' seine Jede!“
„Er hat sich die Blonde erforen,
Der Braunen hab' ich zugeschworen!“)

So ließ Einer sich hören, drauf der Andre mit Nachdruck:
„Ce qu'il dit n'est pas mal, quand à la vérité

Mais il a oublié
La moitié que chacune
Aie de même, — écoutez
Son chacun sans rancune, —
Selon l'usage du monde
Eh bien, pepitable, la brune,
Et vous, sensible, la blonde,
Choisissez sans rancune! —

(„Seine Rede ist nicht schlecht, was die Wahrheit betrifft,
Doch hat er das Beste vergessen;
Das Volk ist klüger gewesen,
Es sagt auch in seinen Reden:
„Ne Jede hat ihren Jeden!“
Nun wohl, schöne Fräulein, ihr lieben,
Hier wählen Sie, ohne Verschieben!“)

A vous nos services, nos bourses, la vie,
Vier Arme, vier Füße, zwei Herzen für Sie!“

Sprach's und neigte ein Knie, das rechte war es, mit Anstand,
Zog das linke zurück, drauf zu ruhn mit Aplomb,
Erohte mit Wuth der Gefahr, ihre Hüfte zu sprengen,
Rehlauffarbig und fein war sie, nach modischem Schnitt
Und der Andre voll Feuer schloß die Gruppe symmetrisch,
Einer Laterne Licht leuchtete magisch dazu. —

Und es geschah, daß die Frau und das Fräulein
ganz empört waren und die Augen niederschlugen
nach der Sitte wohlherzogener Menschen.

Aber da traf sie der Glanz von dem Lacke der Stiefel
Jener vier Füße, die sich ihrem Dienste geweiht,
Und er traf sie electric, strömte vom Auge hinunter,
Wer beschreibet seinen Weg, tief in's Herzblut hinein,
Brachte dieses in gährende, hitzig kreisende Wallung,
Drohend war die Gefahr, wäre Hüfte nicht nah;
Denn schon tauchte ertrinkend die wohlstand'ge Empörung,
Feiner Bitte Gebot, unter im wallenden Blute,
Und die Blicke verloren vom Lacke der Stiefel sich weiter
An den Figuren hinauf bis zum geringelten Haar,
Das in dufstigem Glanze am Nacken hinunter getheilt war;
Diesem wellte sich's braun, Jenem in blonder Pracht. —
„Der ist von Adel,“ sprach Eine, die Braune war's, von
dem Braunen,
Leise sinnend für sich; „Graf ist dieser, ich fühl's!“
Meinte die Andre vom Andern, und musterte eifrig den
Blonden —
Und nun war es geschehn, wäre Hüfte nicht nah!

Denn die beiden Damen wurden so geblendet
von dem Glanze der lackirten Stiefel und des dufstig
blond und braun gewellten Haares und von manchen
andern Attributen der Knieenden, daß sie, — o Jam-
mer! — fest schon entschlossen waren, ihre Begleitung
anzunehmen.

Aber da nahest du dich rettend, gepriesener Zufall,
Der du Alles befehlt, was sich schlüßrig bewegt;
Umgekehrt aber in Einem erkaltet die hitzigste Wallung, —
Dies und mehr ist das Werk deiner göttlichen Macht!

Es geschah nämlich, daß die Frau und das
Fräulein, beide gleichzeitig auf einem der vier lackirten
Stiefel — eines Niesers gewahr wurden!!

Da ergriff sie mit Macht die Zornfluth beleidigten Stolzes.
„Einen Fiaker, he! Einen Fiaker hier!“
So entfrönte Beiden der Abscheu in hastigem Rufen —
Und der Fiaker kam, führte die Zornigen weg;
Aber die frackumgürteten Stuger hatten das Nachsehen,
Pugten den Staub von den Knien, und dann eilten sie fort.

Unsere beiden Damen aber fuhrn eine Weile
in sich gefehrt und stille dahin. Alle Poesie der An-
schauung war für den Augenblick verloren.

„Von Adel, Graf!“ dachten sie Beide, „und
gerieftete Stiefel! — Zerrißten, das ginge noch,
aber — gerieftert!“

Arme Schuhmacherkunst, und ihr riesernden
Altgesellen besonders! Euch traf jetzt ein gut Theil
von dem Zorne der Blonden und Braunen.

Doch warum hatte euer Besttalent auch je den
unglücklichen Einfall gehabt, einen Stiefel zu riesern,
und nun gar den bewußten!

Aber es legten sich endlich die empörten Zorn-
fluthen unserer Damen um etwas; denn war auch
der Glanz der lackirten Stiefel arg verdunkelt durch
den abscheulichen Nieser, so leuchteten doch die blon-
den und braunen Locken um so heller immerfort.
Und es geschah, — so ist das menschliche Gemüth,
wenn es mit unverdorbener Neigung am Schönen
hängt, — daß der Nieser vergessen oder wenigstens
in der Erinnerung der beiden ästhetisch fühlenden
Damen so weit als möglich zurückgedrängt wurde.

Stillschweigend reifte in Beiden der Entschluß,
den ominösen Nieser ganz aus der Geschichte zu
streichen, von den blonden und braunen Locken aber
desto mehr zu erzählen. Dies thaten sie auch noch
selbige Nacht in einer Gesellschaft, wo sie erwartet
wurden. —



Ueber Eines aber konnten die beiden Damen
nicht einig werden. Die Blonde behauptete, der
Blonde sei schöner gewesen und vornehmer, die
Braune sagte dasselbe von dem Braunen.

Sie ereiferten sich, wurden hitzig und spizig,
bis endlich die Eine der Andern die Bemerkung in's
Ohr bohrte, daß es doch der Ihre gewesen sei, der
die „ungeriefterten“ Stiefel getragen habe. Dagegen
protestirte die Andere, wie billig, auf's heftigste, —
natürlich Alles in leisem Zwiegespräch, daß die Ge-
sellschaft wohl sehen konnte, wie sie zusammen
sprachen, ohne zu wissen, was.

Der Autor dieser lehrreichen Geschichte aber,
dem natürlich Alles bekannt ist, will wissen, daß es
fast zu einem ernstlichen Duell zwischen den beiden
Damen gekommen wäre — auf spizige Zungen und
zweischneidige Reden mit und ohne Secundanten.

Am andern Tage aber geschah es, — das weiß
der Autor genau, — daß ein blonder und brauner
— Schneidergeselle aus Berlin ihr Wanderbuch
visiren ließen auf der Polizei, und trugen Beide
zusammen an ihren zwei Paar Füßen vier lackirte
Stiefel, wovon einer — gerieftert war.





Stücklein, wie man sie in Schwaben erzählt.

Es war zum ersten Male, daß Fremde über die Grenzen Deutschlands handelten, als Drenstierna die Hilfe Frankreichs erkaufte um den Preis eines sonst immer freien deutschen Bodens.

Gegen Besitznahme der Festung Philippsburg schickte Richelieu seine Franzosen über den Rhein und ließ damals schon deutlich genug die Absicht durchblicken, das noch weit wichtigere Elsaß an sich zu ziehen.

An dem Herzog Bernhard von Weimar, einem sonst tapfern und edlen deutschen Fürsten, fand er einen willigen Helfer. Denn dieser Mann trug sich mit dem ehrgeizigen Plane, für sich selbst ein Land zu erobern in den schönen Rheingauen.

Mit französischem Gelde sammelte er bald ein ansehnliches Heer aus aller Herren Länder und wurde den Kaiserlichen und Baiern ein fürchterlicher Feind.

Die Fremdlinge aber waren vielleicht damals dem deutschen Volke noch mehr verhaßt, als sie es heutzutage sind, wenn sie unbescheiden und anmaßend auftreten.

Da fehlte es denn nicht an Reibereien zwischen beiden Theilen.

Die französischen Herrchen thaten sich viel zu gute auf Rationalität, Witz, und spöttelten gegen ihre Verbündeten bei jeder thumlichen Gelegenheit über deutsche Einigkeit und seine Manieren.

Nicht selten kam es dadurch zu Thätlichkeiten; denn des Deutschen Faust war sehr oft stinker als sein Witz, und er zögerte nie, jene zu gebrauchen, wenn ihm dieser ausging. Zuweilen aber war ihm beides gleich schnell zur Hand, und davon wollen wir hier ein kleines Bröbchen geben.

Es traf sich nämlich eines schönen Tages, daß in dem Feldlager, das Herzog Bernhard mit seinen Verbündeten bei Philippsburg bezogen hatte, zwei seine französische Subaltern-Offiziere sich einen der-

ben vierchrötigen Badenser Kriegsmann zum Stuchblatt ihres Witzes erkoren hatten.

„Comment, mon ami,“ redeten sie ihn an, der müßig und arglos im Abendsonnenschein innerhalb der Grenzen des Lagers dahinschlenderte, „Ihr wollen nichts wissen von uns?“

„Deutsche sein durchaus Philosoph!“ setzte der Eine hinzu.

„Aber finden nicht immer das Pulver!“ der Andere.

„Haben Sie gefunden?“

„Pulver nicht, aber Wind,“ meinte der Schwabe dagegen, indem er seine kräftigen Hände sehr bezeichnend auf die Schultern der Sprecher niederfallen ließ.

Die Franzosen stellten sich, als verstünden sie den Stuch nicht, und der Eine hub nach kurzer Pause wieder an: „Sehr schönes Land am Rhein! Sollte schon lang französisch sein!“

„Wid's aber, so Gott will, nie werden!“ sprach ihm der Schwabe dagegen.

„Bah! Ist's schon! Wir sein gekommen, es zu nehmen,“ meinte der Franzmann wieder.

„Was will das Bischen Deutsche machen? Ein Handvoll Leut! Wie stark wär wohl der Bettelherzog Bernhard mit sein klein Häuflein zusammengelaufenen Gefindels ohne uns?“

Dem Schwaben lief die Galle über.

„Zusammengelauenes Gefindl? Ohne Euch? Wie stark?“ wiederholte er, — „seht, das will ich Euch zeige!“

Und bei diesen Worten holte er weit aus mit seiner derben Hand, hieb erst dem Einen, dann dem Andern eine mächtige Ohrfeige in's Gesicht, daß sie taumelten, und sagte:

„So scharf isch Eine vom kleine Häufle; no denkt, wie scharf 's ganze Gefindl isch.“



„Es ist doch schön, daß so ein reicher Mann wie Sie, jetzt auch die Kunst zu heben sucht.“
 „„Ja wissen Sie, ich habe das Bild gekauft um den feuchten Fleck an der Wand zu bedecken.““



„Goddam, wie ist es möglich solche weibliche Anmuth hervorzuzaubern?“
 „„Nichts leichter als das; man nimmt einen Stein und haut das Ueberflüssige weg!““



Banq. Also 6000 Thlr. Ob ein herrliches Bild, ich würde es gleich kaufen, wenn ich es nur gut genug placiren könnte. —
 Maler. Ich würde es Ihnen zum Geschenk machen, wenn es meine Verhältnisse erlaubten.



— Nun dann müssen Sie auch von meinen Cigarren nehmen. —
 „Mir wird es jest immer so schlecht darnach!“



Der Bildhauer X ist ein gottloser Mann,
 Weil er die Heiligen schlecht zu machen nicht lassen kann.



„Dem Bärbel muß was fehlen, Vatter, daß die au gar net wie andere Mädla rummerspringt!“



„Wart du verdammter Sägmüller! Was brauchst du meinen Hund gleich todt z' schlagen; hät'tst du net auch mit dem Stiel zuschlagen können, statt mit der Art?“
 — Jo wohl! Wenn mi des Luder mit em Schwanz bissä hätt, statt mit de Zähn, no hätt' i es au so thue! —



Mr. Shims auf Drauffeld.
Dann! schon sechs Uhr und noch keine Sonne. Ich muß wahrscheinlich glauben, daß es heute keinen Sonnenaufgang giebt!

Fortsetzung der Reisebeschreibung von Hans Gottfried Schneidauf.

Mit Hilfe unseres Dolmetschers erfuhren wir nun, daß der fremde Reiter der Führer eines Sklaventransportes sei, dessen Vortrab sich auch bereits am Rand des Hügels zeigte. Die Caravane zog in der Richtung nach S.-D., das Mondgebirge links behaltend und unser Missionar Frater Guiliemo entschloß sich endlich auf unseres Zureden, mit derselben weiter zu ziehen, um das Reich Johannis aufzusuchen.

Nachdem wir noch ein Kameel und 2 Maulthiere für hohen Preis eingehandelt, nahmen wir Abschied von unserm Gefährten, mit der Verabredung gegen Mitte Mai unserm 2^o süd. Br. wieder zusammenzutreffen.

Ein solcher Abschied hat etwas herzergreifendes. Wir sahen der Caravane, welche unsern Leidensgenossen mit sich nahm, noch lange nach, bis sie, gleich einer langen dunklen Schlange sich langsam durch die Ebene wand und allmählig hinter den Hügeln verschwand.

Schweigend setzten wir unsern Weg fort, und mochten kaum eine halbe englische Meile geritten sein, als wir den regelmäßigen Galoppschlag eines Kameels hinter uns vernahmen. — Wir machten sofort Halt, nahmen unsere Gewehre zur Hand und waren aufs Heußerste gefaßt. Wer schildert aber unser Erstaunen, als wir in dem heranprestenden Reiter unsern Missionar erkannten! — Frater Guiliemo hatte nämlich im Laufe einer längeren Unterhaltung von dem Führer des Sklaventransportes erfahren, daß die Mitglieder des Reiches Johannis vom wahren Glauben abgewichen und bereits seit 200 Jahren zum Protestantismus übergegangen waren. Er hielt nach dieser gemachten Entdeckung seinen Besuch für überflüssig und hatte nichts Eiligeres zu thun, als zu uns zurückzukehren.

Am 1. Febr. erreichten wir endlich die Ufer des Nil, welcher hier noch eine bedeutende Breite hat und ein wahres Labyrinth von Inseln enthält, auf denen es von Crocodils, Ungurutus und Wasservögeln wimmelte. Wir zogen nun am Strande entlang, der abwechselnd mit Gebüsch und mannsbohem Schilf bewachsen war. — Auf einer Blöße

sah ich eine Gruppe merkwürdiger Strandvögel, welche sich behaglich sonnten. — Ich hatte das Glück eine höchst interessante Doublette zu schießen.

Während ich die erlegten Vögel abbalgte, durchblätterte Prof. Zweifelbein vergeblich unsere sämtlichen ornithologischen Werke behufs der nöthigen Classification.



Da die von mir erlegten Exemplare noch von keinem Naturforscher erwähnt, vielweniger beobachtet sind, so hatte Prof. Zweifelbein die Genugthuung einen besondern Namen dafür erfinden zu müssen, welches ihm denn auch bald gelang.

Wir zogen weiter, passirten am nächsten Tage mehrere Stromschnellen und bemerkten mit Vergnügen, daß das Flußbett sich mehr und mehr verengte und bei 9 Fuß Tiefe nur noch circa 30 Fuß Breite hatte.

Schon seit einigen Tagen unterschieden wir die riesigen Massen des Mondgebirges, welche wie blaue Mauern senkrecht hinter dem undurchdringlichen Sumpfwald emporsteigen. Nach manchem Umwege erreichten wir endlich am 19. Februar den Fuß des Mondgebirges. Es ist vulkanischen Ursprungs und besteht durchweg aus vollkommen reinem kohlenstoffreien Eisen mit breiten rothen Zinnoberadern durchzogen. Seine tiefen unzugänglichen Schluchten liegen im purpurschwarzen Schatten, die sonnenleuchteten Flächen strahlen im intensivsten Cobaltblau und seine unermesslich hohen Kuppen sind mit ewigem Schnee gekrönt. Der höchste Gipfel ragt trigonometrisch gemessen, an 2000 Schneeregionen hoch in den Aether hinein. Nach Dr. Präparatus Untersuchungen hat das Mondgebirge einen ganz bedeutenden Umfang, denn es gränzt südlich an den Aequator, während es sich rechts an den Coran lehnt und in der Richtung nach S.-D. sich bis zur englischen Bibelgesellschaft erstreckt.

Wir mußten leider unsere Kameele und Diener am Fuß des Gebirges zurücklassen, da sie sich bereits auf dem glühend heißen Metallboden die Füße verbrannt hatten. Kletternd und von einem Vorsprung



Düffelverf. Monath. 1855.



zum andern hüpfend folgten wir dem Lauf des Nil, welcher hier nur noch einen schmalen Gebirgsbach bildet der übrigens mit wüthender Schnelligkeit herunterbrauset und aus einer schäumenden Cascade in die andere stürzt. Alles thierische und vegetabilische Leben hört hier auf und das Wasser des Nil wirkt, nach Dr. Präparatus Mittheilungen im höchsten Grade purgirend. Nach unsäglichem Strapazen erreichten wir endlich den Rand einer Thalschlucht, welche vom Dunkel des Waldes beschattet und von himmelhohen Bergwänden eingeschlossen, einen erhabenen Anblick gewährt. Es war am 21. Februar Morgens 10 Uhr, als wir endlich uns bis zur Quelle des Nil heranarbeiteten. Zu unserm Erstaunen fanden wir dieselbe mit einer soliden und sorgfältig unterhaltenen Einfassung versehen und ein schmaler, verborgener Weg bewies, daß die Lage und Wichtigkeit der Quelle den Eingebornen der Umgegend nicht unbekannt war.

Beim Anblick des kaum süssdicken Wasserstrahls, welcher sich mühsam durch die Brunnenröhre wälzte, bekam Krater Guiliemo Lust die Quelle des Nil mit seinem großen Fißhub auf einige Stunden zu verstopfen, allein der Prof. machte ihn auf die in der Felswand einge-

war nun fortwährend, daß er nicht auch einmal Gelegenheit habe, irgend eine unbekannt Thiergattung zu entdecken. Ich glaubte ihm behüßlich sein zu müssen und ließ ihm durch einen Neger sagen, er möge geschwind mit dem Gewehr kommen, hinter dem Lager stände ein vierfüßiges Thier, welches den Kopf da trüge, wo bei andern Creaturen der Schwanz zu sitzen pflege. Krater Guiliemo stürzte

fügte Tafel aufmerksam, worauf die Worte standen: „Hier liegen Fißhangeln“.

Es mußten also schon frühere Besucher der Quelle diesen Versuch gemacht haben.

Zufrieden mit dem Resultat unserer Wanderung, zogen wir weiter, die Thalschlucht entlang und auf der andern Seite des Bergpasses hernieder in die Ebene, wo unsere Equipage uns bereits erwartete.

In den nächsten Wochen unserer Wanderung ereignete sich nichts Bemerkenswerthes, als daß der Missionär durch einen komischen Vorfall sich veranlaßt glaubte, uns zu verlassen. Seit seiner Rückkehr vom Reich Johannis hielt er seine Mission für erfüllt und nahm an unsern naturgeschichtlichen Forschungen regen Antheil. Sein größter Verdruß



eilends mit seinen Waffen hervor und bemerkte — sein Maulthier, welches ich verkehrt in den Karren gespannt hatte. Leider nahm er diesen Scherz sehr ernst auf und sprach nach einigem Stillschweigen: „Dieses verkehrte Thier ist mir ein Zeichen daß es Zeit ist, umzukehren mit der Wissenschaft!“

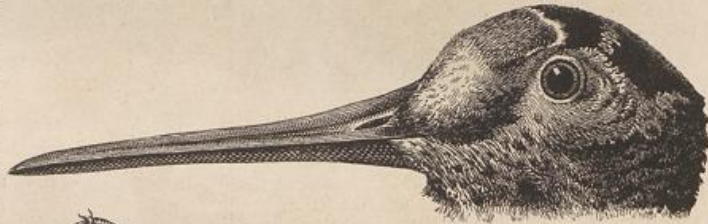
Und er kehrte richtig um, denn am nächsten Morgen sattelte er sein verkehrtes Thier und ritt gen Norden. Was aus ihm geworden, haben wir nie erfahren.

Am 29. Februar erreichten wir Brava an der Küste des indischen Oceans. (44° westl. L. unterm Aequator.) Sie können denken, werther Onkel, daß hier eine anständige Wärme herrscht. Die Eingebornen schlafen den ganzen Tag in ihren Zelten und amüsiren sich des Nachts mit Tanz, Musik und alledem Firlefanz, worunter die Schlangenbeschwörungen die Hauptrolle spielen.



Wir beeilten uns diesen langweiligen Aufenthalt zu verlassen und setzten unsern Weg nach dem Cap Guardafui fort. Die ganze Küste entlang erstreckt sich ein etwa 30 Fuß hoher und circa 20 Fuß im Durchmesser haltender Damm von Guano, entstanden durch die massenhafte Anzahl der Zugvögel.

Gegen 2 Uhr Nachmittags verdunkelte sich plötzlich die Luft und wir fürchteten schon die Wiederkehr des tropischen Regens, aber wie groß war unser Erstaunen, als wir bei genauerer Betrachtung entdeckten, daß die riesige, dunkle Wolke aus lauter Zugvögeln bestand! Sie fielen bald darauf prasselnd in Schußweite auf den Guanodamm ein, ich hatte das Glück 2 Vögel zu erlegen und was war es? — Schnepfen, theurer Onkel, achte deutsche Waldschnepfen! Binnen einer halben Stunde erlegte ich mehrere Duzend, jedesmal eine Doublette und nicht etwa kleine Blausüße und magere Quartiermacher, nein, lauter schwere Eulentölpel!



Allerdings haben wir heute: „Remiscere, Duß die Gewehre“ aber daß ich das Schnepfenevangelium hier an der Südküste Afrika's citiren sollte, wer hätte das gedacht.

Die wichtige ornithologische Frage: „Zieht Scolopax major bei Tag oder Nacht, einzeln oder in Gesellschaften?“ hätte ich nun ebenfalls gelöst, jetzt kommt das Interessanteste, nämlich der Schnepfendred!

Der ganze ungeheure Guanodamm, werther Onkel, besteht nämlich aus reinem Schnepfendred! Dr. Präparatus hat ihn bereits einer chemischen Analyse unterworfen und gefunden, daß er in seinen Bestandtheilen mit dem der Europäischen Schnepfen identisch, im Gegenheil der Gehalt an Taenia filia bei den Afrikanischen weit bedeutender ist. Wenn nun in den Hamburger und Berliner Hotels die Portion, welche doch kaum 1½ Loth wiegt, mit 8 fl. durchschnittlich bezahlt wird, welches colossale Geschäft können wir mit diesem Damm, der doch mindestens seine 20,000 Centner enthält, in Europa machen!!

Nach einer mühseligen Reise erreichten wir heute am 1. Mai endlich das Cap Guardafui. Ich fand hier zu meiner größten Freude durch meinen Freund Bigfoot die 1000 Thlr., deponirt, welche Sie zur Unterstützung meiner naturwissenschaftlichen Forschungen gütigst übersendet und wofür ich Ihnen meinen besten Dank sage. — —

Morgen werden wir den afrikanischen Boden verlassen und nach Ceylon, der Insel der Glückseligkeit hinübersegeln. Mein nächstes Schreiben werden Sie wahrscheinlich von Kandy, der Residenz des engl. Gouverneurs der Insel erhalten.

Bis dahin leben Sie wohl, theurer Onkel und vergessen Sie nicht

Ihren Nefen Gottfried.

Siebenter Brief.

(Reise von Cap Guardafui über den Indischen Ocean nach Adam-Bridge). 1. bis 5. Mai.

Theurer Onkel!

Ich habe Ihnen die traurige Nachricht zu melden, daß wir am 3. Mai abermals Schiffbruch erlitten. Wir waren nämlich kaum 1½ Tag auf See, als die gefürchteten heißen Monsoon-Stürme eintraten. Von der furchtbaren Hitze dieser Winde werden Sie einen annähernden Begriff erhalten, wenn ich sage, daß rohe Eier binnen 3 Minuten in der Luft gesotten waren! Selbst die Mannschaft größtentheils aus Aethiopiern bestehend, die doch schon etwas Wärme vertragen können, versagten den Dienst und kamen, am ganzen Leibe verbrannt, heulend zu uns unters Deck gekrochen. So waren wir leider genöthigt das Schiff sich selbst zu überlassen, welches in der Richtung nach S. D. weiter trieb. Am 5. Mai wurde das Schiff, in Folge der Hitze, welche alle Bretter spaltete, led und wir mußten Tag und Nacht unangesezt pumpen, worin ich glücklicherweise schon früher in Europa einige Fertigkeit erlangt hatte.

Trotz allen Pumpens sog das Schiff jedoch mit jedem Augenblicke mehr Wasser und, um das Maas voll zu machen, schweiften wir gegen Abend an den Felsen von Adam-Bridge.

Wir retteten außer unsern Instrumenten und Waffen nur das nackte Leben, unsere gesammelten Naturalienschatze, Zeichnungen Notizen und 2 Säcke mit Goldkörnern, Alles ward von den Wellen verschlungen! —

Ich muß Sie daher dringend erluchen, theurer Onkel die „Scizzen und Photographien, welche ich Ihnen von Zeit zu Zeit gesendet, wie ein Heiligthum aufzubewahren,“ es sind die einzigen Hülfsmittel und Anhaltspunkte, welche von unserer afrikanischen Reise noch existiren, und mir bei Herstellung meines großen Werkes über Centralafrika gute Dienste thun werden. Ich werde dieses Werk, wozu sich bereits ein Verleger in London gefunden, gleich bei meiner Rückkehr nach Europa in Angriff nehmen.

Leider fehlen mir augenblicklich die nöthigen Gelder, um die Rückreise anzutreten und ich möchte Sie, theurer Onkel deshalb ersuchen, mir umgehends 2500 Thlr., (denn 1500 Thlr., betragen beinahe die Ueberfabrikskosten) zukommen zu lassen. Um die Sache zu vereinfachen, wäre es wohl das Beste,

wenn Sie die Güte haben würden, Ihre gefällige Zuschrift (nebst Anweisung auf das Haus Stumby et Comp. in London) an meinen Freund, Mr. J. A. Bigfoot, 31 Broadway in London zu adressiren.

Ich brauche wohl kaum zu erwähnen, werther Onkel, daß ich obige Summe von 2500 Thirn. nur als ein vorläufiges Darlehen betrachte und Ihnen dieselbe sobald ich das Honorar für mein Werk (welches mindestens das Zehnfache jener Summe beträgt) erhalte, mit Dank und Zinsen zurückerstatten werde.

Zu Anfang Juni hoffen wir in Kandy zu sein, wo wir uns bis zum 1. Juli aufzuhalten gedenken. In der Hoffnung, bis dahin Nachricht von Ihnen zu erhalten, zeichnet mit

aufrechtiger Hochachtung

Ihr Nefte Gottfried.

Achter Brief.

(Reise von Adam-Bridge, über Colombo nach Kandy. 5. Mai bis 1. Juli 57.

Kandy den 1. Juli.

Theurer Onkel!

Wiewohl ich bis dato noch keine Antwort auf mein letztes Schreiben von Ihnen erhalten, kann ich doch nicht unterlassen, Sie von dem weitem Verlauf unserer Reise zu benachrichtigen.

Nachdem wir also Schiffbruch erlitten, verweilten wir noch bis zum andern Morgen auf Adam-Bridge, in der Hoffnung, unsere Habseligkeiten an den Strand gespült zu sehen. Vergebens, das Einzige, was der unerbittliche Ocean heransgab, war der Bambuskäfig mit den Hühnern, welche ich von den gasifreundlichen Fellaahs zum Geschenk erhalten hatte. Leider waren die Thierchen größtentheils ertrunken, doch gelang es unsern Bemühungen zwei dieser Poullapins ins Leben zurückzurufen.

Wir kletterten traurig und niedergeschlagen die Felsen von Adam-Bridge entlang und setzten dann unsern Weg nach Colombo längs dem Meeresstrand fort. Der Hunger plagte uns sehr und wir waren sehr erfreut, als plötzlich Zweifelbeins Büchse frachte und er uns die freundige Mittheilung brachte, er habe so eben einen Büffel geschossen. Das Thier lag richtig verendend am Boden; leider trat in demselben Augenblicke ein Cingalese aus dem Gebüsch mit wüthendem Geschrei und drohenden Geberden. Mit Schrecken bemerkten wir jetzt, daß der erlegte Büffel kein Sohn der Wildnis war, denn er trug das Zeichen seines Eigenthümers auf dem linken Schenkel eingegraben. Unter diesen Umständen hielten wir für's Beste, Fersengeld zu geben, wobei mir der Hühnerkäfig höchst beschwerlich fiel. Wir entkamen nach einem Dauerlauf von 1½ Stunden glücklich den Steinwürfen des wüthenden Cingalesen.

(Fortsetzung folgt.)



Geehrter Herr Redacteur!

Daß man bis jetzt geglaubt hat, die Deutschen hätten die Holzschneidekunst erfunden, daran hat man sehr Unrecht und mein Vater hat mir auch oft gesagt: „Es ist nicht Alles wahr, was gedruckt wird oder auch nicht, was ganz dasselbe sagen will;“ aber daß die Kunst in Holz zu schneiden schon von den alten Griechen und Römern, als welche ihre großen Männer und Götter so abzubilden und nachher mit allerhand bunten Farben zu bemalen pflegten, getrieben worden, davon erlaube ich mir Ihnen hiermit einen unumstößlichen Beweis zu geben, ebenso wie es denn auch unumstößlich wahr ist, daß die alten griechischen Kaufleute und Krämer schon die Art Leute auf ihren Schreibstuben oder Comptoirs hatten, welche man jegund „Commis“ zu nennen pflegt, was in gutes deutsch übertragen, nichts Anderes sagen will, als: „Comptoirschreibersgefelte,“ nur mit dem Unterschiede, daß selbige dazumalen noch nicht das vielsagende Wort „effectis“ zu gebrauchen verstanden, als woran man heutzutage dergestalt Leute, welche zur Klasse der Schwünge oder Musterreiter gehören, schon ein paar Meilen weit erkennen kann.

Hat ja nicht auch eben der alte griechische Dichter Pindar diesen herrlichen Gedanken in einer seiner Oden angebracht und zwar mit solchem Glücke, daß der große Philosoph Schelling ihn deshalb mit dem Prädikat „gleitscherhaft“ bezeichnet. Wie schön sagt nicht auch Cicero, der kluge Heide, Redner, Briefschreiber und Philosoph: Quousque tandem abutere, Catilina etc. und was will dies Anderes heißen als: das Jahr ist gut, Braumbier ist gerathen? Doch ich will mich nicht länger bei diesen allgemein bekannten Wahrheiten aufhalten, sondern mir erlauben, Ihnen jetzt kurz mitzutheilen, wie und auf welche Weise ich ganz abnorm die Weise der Alltagsmenschen oben genannte wichtige Entdeckung gemacht

habe. An einem schönen Sommerabende des Jahres 18 — wandelte ich einsam zwischen 12 und 1 Uhr Nachts in den einsamen Ruinen des bekannten Raubschlosses Persepolis am adriatischen Ocean gelegen. Ich betrachtete aufmerksam die fantastischen Schatten, welche die am Himmel umherbummelnden Himmelskörper auf der Erde hervorbrachten, und siehe da! ich bemerkte, daß auffallender Weise derselbe Gegenstand mitunter mehrere Schatten warf. Ich blickte gen Himmel und sah zu meinem größten Erstaunen, daß Frau Venus mit Herrn Merkur in einem lebhaften Zank gerathen war. Madam Venus hielt sich sehr tapfer und Merkur mußte mit einer langen Nase abziehen. Aus Rache wollte er ihr nun mit Hülfe des Wassermanns den großen Bären aufbinden.

Um den Streit besser ansehen zu können, kletterte ich nun auf einen Schutthaufen, hatte aber das Unglück, daß ich mitten in dieser Operation stolperte und mit meiner Nase — doch hier fällt mir ein, warum gebraucht man nicht anstatt des Fremdwortes Nase, das gemüthliche echtdeutsche Wort: Gesichtserker? — also sage ich, ich fiel mit meinem Gesichtserker auf ein großes in Schweinsleder gebundenes Buch, welches folgenden Titel führt:

Sylotipia

„daß ist die Kunst von dem Schneiden in denen Hölzern, darinnen nicht allein eine zulängliche Nachricht von denen Kunstwerken, Künstlern, Göttern, Heiligen etc. derer alten Griechen und Römer gegeben wird, sondern auch die vorzüglichsten derselben in der größten Schönheit abgekonterfeiet sind vom Grafen Pöschlig Teufelsstein.“

Sie können sich denken, geehrter Herr Redacteur, mit welcher Freude ich diesen Schwaz nach Hause trug und die Sterne ihrem Schicksale überließ.



Ich erlaube mir nun, Sie ergebenst zu bitten, durch Ihr geschätztes Blatt einige Auszüge aus diesem fürtrefflichen Werke auch einem größern Publico bekannt machen zu wollen. (Die Vorrede werde ich Ihnen später liefern da mir einige Stellen darin noch nicht recht klar sind.)

Eine der ersten Abbildungen ist die des Griechen, Philosophen und Kynikers Diogenes nebst folgende Biographie:

Diogenes der Kyniker wurde in Asia minore in Sinope geboren. In seiner frühesten Jugend schon zeichnete er sich durch eine merkwürdige Aversion vor dem Schnaps aus; bairisch Bier trank er nur sehr selten. Zehn Jahre alt, soll er einmal die Absicht gehabt haben, sich als Mädchen verkleidet, in das Weib'sche Kinderballet aufnehmen zu lassen.

Einige Geschichtschreiber haben aus dem Namen Kyniker oder Kyon (zu deutsch: Hund) schließen wollen, daß er zu jener bekannten Sorte von Lumpenbunden des Herrn von Göthe gehört habe, die einer den andern abthun; andere Historiker glauben daß er eine gespaltene Nase gehabt. Beide Ansichten sind falsch, indem er den Namen Kyon auf der Universtität zu Epheesus als Fuchs in der Fuchstaufer erhielt. Hierhin begab er sich nämlich 17 Jahr alt nach gut bestandnem Abiturientenexamen, um die Rechte zu studiren. Er sattelte jedoch bald um und warf sich mit aller Macht auf die Philosophie, der

er auch bis an sein Ende treu blieb. Später machte er als Freiwilliger die Schlachten von Marathon und Bronzell mit und wurde als interimistisch provisorischer Vice-Gefreiter in die 2. Abtheilung des 5. Aufgebots mit Aussicht auf eine Chaussee Steinklopfer Civil Stelle verabschiedet.

Von jetzt an herrscht für einige Zeit Dunkel in seiner Geschichte vor. Wir wissen nämlich nicht, ob er aus unglücklicher Liebe oder aus politischen Gründen sich dem Spiele ergab. Genug er verlor Alles, was er besaß, sogar seinen Invalidengehalt von 24 Thalern jährlich, an dem grünen Tisch in Baden-Baden. Einige mitleidige Seelen legten zusammen und schenkten ihm ein altes Bierfaß, worin er sich wohllich einrichtete. Hier besuchte ihn denn auch später der große Räuberhauptmann Alexander.

Diogenes hielt gerade sein Mittagsschlafchen, als er etwas außergewöhnliches wahrte, er erhob seine Stimme und rief: „Wer wirft da?“ Es war Alexander selbst, der einen Schatten auf den Charakter unseres Philosophen, der von Natur friedfertig war, mitunter aber auch seinen schlimmen Tag hatte, geworfen hatte. Alexander verhöhnt ihn noch auf andere Weise, so daß er endlich wütend wurde, sich seine Laterne ansteckte und am hellen Tage spazieren ging; dies bemerkten seine Mitbürger, welchen nun ein Licht aufging, daß er Menschen suchte. Deshalb erklärte man ihn für wahnsinnig und setzte

ihn in das Irrenhaus zu Sinope. Dieser Schlag des Schicksals war zu hart für den Helden von Marathon und Bronnzell, er schnappte wirklich über. Glücklicher Weise wurde er bald von seinen Leiden erlöst, indem während der Seeschlacht, welche Admiral Nachimoff den Türken lieferte, eine Bombe auf das Sinopetische Narrenhaus fiel und unsern Philosophen beim Zerplatzen durch einen Splitter tödtete. Wie seltsam ist nicht diese Fügung des Schicksals und wie Recht hat nicht der unsterbliche Shakespeare, wenn er singt:

Lord is doot, Lord is doot.

Jule liegt am Sterben ic.

Auf Subscriptionswege wurde ihm ein großartiges Denkmal errichtet, dessen Abbildung hier folgt. Wie sinnreich hat der bildende Künstler seine Aufgabe gelöst. Einfach thront das Faß auf dem Stuhle der Nacht, wie faßlich ist das ganze, wie prunklos, für Jedermann verständlich, so daß noch späte Jahrhunderte in Anbetung und Verehrung davor hin-



sinfen werden und es eine Leuchte sein wird allen Völkern.

Lyfurg, der Schutzpatron von denen Spartanern, welche auch von einigen Geschichtschreibern Katedämonier genannt werden, hntemalen der Urahne derselbigen ein Dämon und zugleich Erfinder der Bettlaffen gewesen sein soll, wurde um das Jahr 900 in Sparta geboren. Seine Eltern ernährten sich redlich und bezahlten alle ihre Bedürfnisse baar, indem selbige, nämlich seine Mutter von mütterlicher Seite eine Waschfrauen nicht übel von Gestalt und Form war und für die Offiziere des in Sparta stehenden Dragonerregiments, welche man dazumalen Stratioten nannte, wusch. Sein Vater, welcher sich anfangs zum Holzhauer ausbilden wollte, gab dieses Geschäft dran und verdiente sich viel Geld, was dazumalen Dolen hieß, mit Abschreiben des Code Napoléon, alldieweilen dazumalen die Buchdruckerkunst noch nicht erfunden war. Auf diese Weise lernte der junge Lyfurg schon früh auf die Geseze achten und soll er in seiner Jugend, als Liebhaber von seines Nachbars Obst schon den Grundsatz aufgestellt haben: „Eigenthum ist Diebstahl.“ Durch nachrückliches Zureden von hinten brachte ihn sein Vater dahin, daß er schreiben lernte und da er zuerst den Code Napoléon abschreiben mußte, so entstand in ihm der Gedanke, ein Gesezgeber zu werden. Und siehe! er wurde ein Gesezgeber und in ganz Sparta war Freude, als er sein Grundgesez vorrug, daß nämlich Feder stehlen, aber sich nicht ertappen lassen dürfe. Im Jahre 528 nach Christus wurden seine Geseze von einem römischen Advokaten Justinianus neu edirt unter dem Namen: Corpus iuris civilis, allworaus noch unsere heutigen Rechtsgelehrten vor dem ersten und vor dem dritten

Eramen ihre Weisheit zu holen pflegen. — Hier können wir nun wieder so recht sehen, wie das Menschen Herz, wenn einmal der Ehrgeiz darinnen erwecket ist, nicht mehr zu sättigen ist. Lyfurg war mit seinem Ruhme als Gesezgeber nicht zufrieden, er wollte auch in anderen Beziehungen geehrt werden, und faste deshalb den Entschluß ein Erfinder zu werden. Das Schicksal, welches ihm zu dieser Zeit noch hold war, gewährt ihm auch dieses: Er erfand nämlich die Tinte, welche man aber dazumalen, da man das Wort Tinte noch nicht kannte, schwarze Suppe nannte. In der jüngsten Zeit hat sich nun die wichtige Streiffrage erhoben, ob er die wirklich echte Alizarintinte in Flaschen zu zehn, sechs und vier Silbergroschen erfunden, oder ob es eine andere Tinte gewesen. Da wir nun in denen alten Schriften der Griechen nie etwas von einer blauen Suppe, sondern nur von einer schwarzen lesen, so können wir wohl mit Recht schließen, daß die Erfindung der Alizarintinte in eine andere Zeit zu setzen ist. — Selbige schwarze Suppe aber wurde ein großer Lekturbissen bei denen Spartanern und bekamen die Säuglinge schon davon zu trinken, woraus auch einige Aerzte des Alterthums, darunter Hippokrates, die merkwürdige Thatsache erklären wollen, daß alle Spartaner schwarze Haare hatten, während die Athener, als welche sich oft an dem Honige des Hymetti zu laben pflegten, braungelbe Haare trugen. Vierzig Jahre alt, verließ Lyfurgus seine Vaterstadt, um seine Vermögensumstände durch Goldsuchen in Californien zu verbessern. Seine Landsleute mußten ihm vorher versprechen, bis zu seiner Rückkehr nichts an seinen Gesezen zu ändern.

Raum in Californien angelangt, machte er dort die Bekanntschaft einer tanzenden Spanierin, Lola Montez benamset, welche, ihn für einen Goldfisch haltend, gleich alle Neze und Angeln nach ihm ausbing und ihn auch wirklich fing.

Trotz seiner reinen, heftigen, platonischen Liebe zu ihr brach er dieses Verhältniß indessen gleich ab, als er hörte, daß sie Gräfin sei, indem sich dies mit seinen echt spartanischen politischen Grundsätzen nicht vertrug. Tiefer Kummer nagte seitdem an seiner Seele, Geld hatte er nicht mehr, Gold hatte er nicht gefunden, — er faßte daher den Entschluß, sich das Leben zu nehmen. Auch hierin zeigt sich wieder seine Seelengröße, erst Gesetzgeber, dann Erfinder und zuletzt — Selbstmörder, setzt er sich

auf einen Amerikanischen Dampfer und fliegt mit demselben in die Luft; seine Landsleute aber warten noch immer auf ihn.

Wem fällt im Hinblick auf diese merkwürdigen Fügungen des Schicksals nicht das Wort des Dichters ein:

Und so saß er eine Leiche
Eines Morgens da! Iuchhe!

Schön, sehr schön ist dieser Gedanke durch dies furtreffliche Standbild wiedergegeben, welches der unsterbliche Phidias auf Befehl der spartanischen Ephoren in Stein gehauen hat. Doch die nachfolgende Abbildung drückt dies besser aus als Worte.

So kann man sehen, wie ein großer Mann in die Tinte kommen kann.

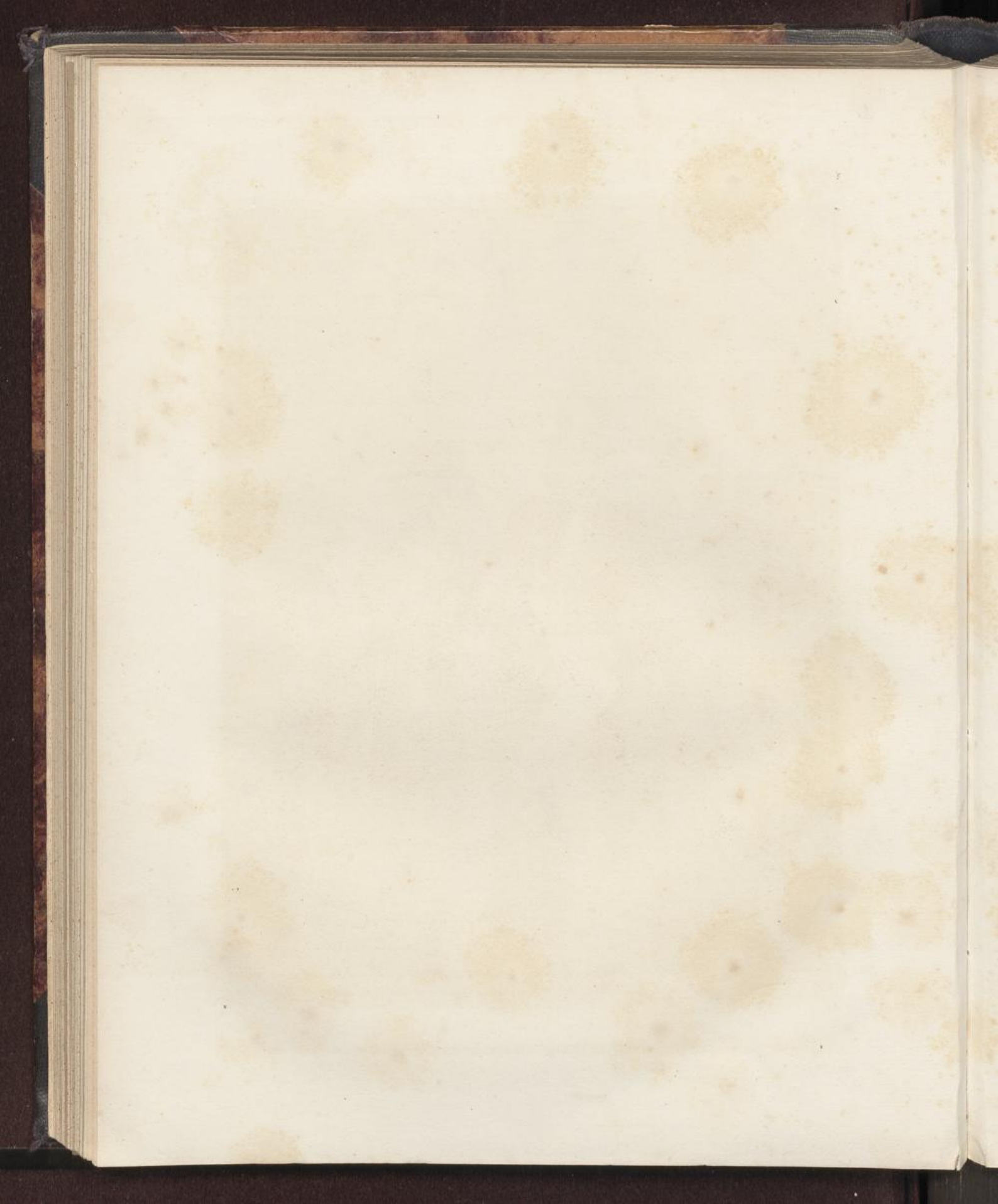




Lith. Jnst. v. Arnz & C^o in Düsseldorf.

Untrügliches Recept um Fische zu erhalten.

Man nehme eine Stange mit einer Schnur, befestige an der einen Seite einen Wurm an der andern einen Narren.

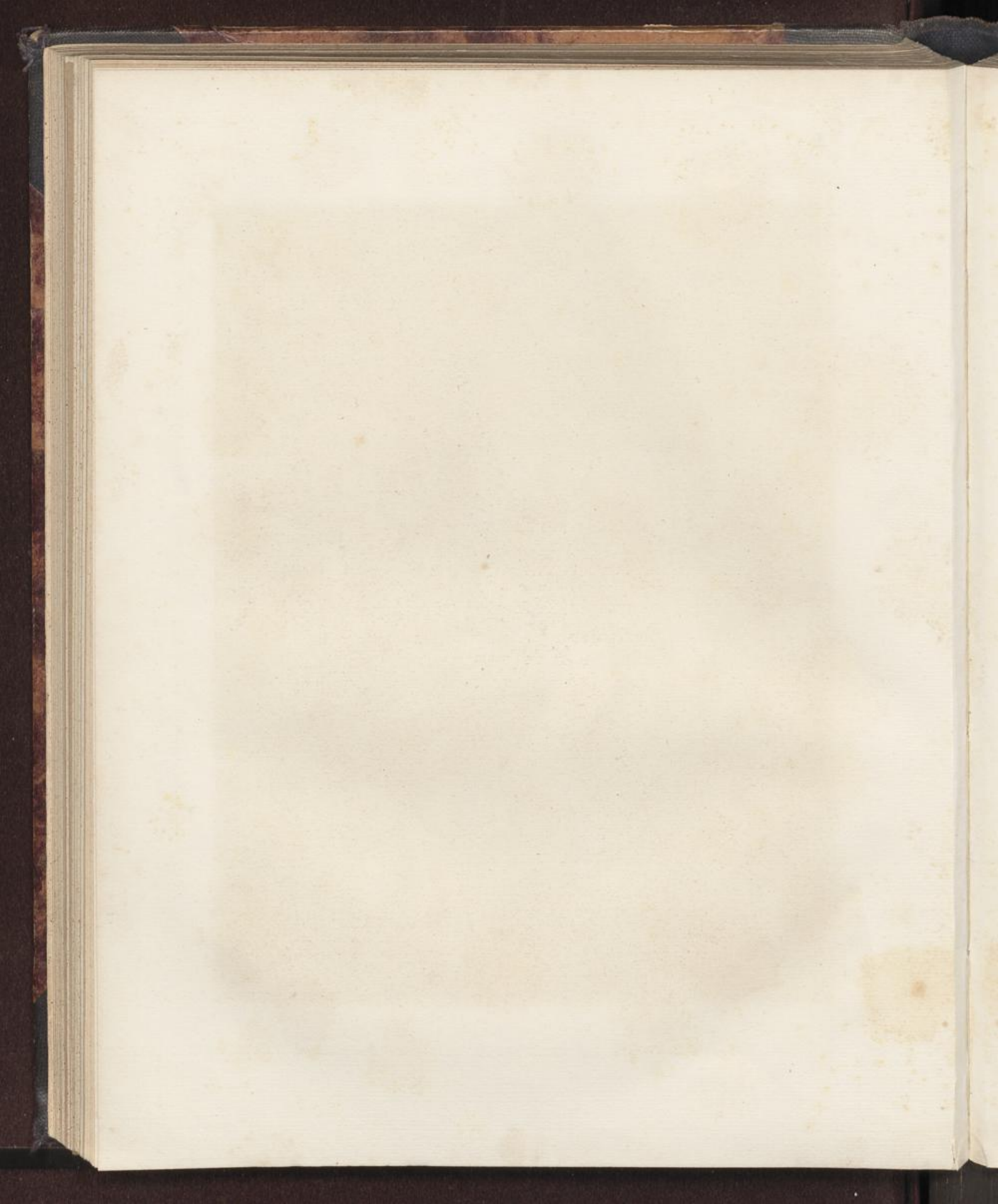


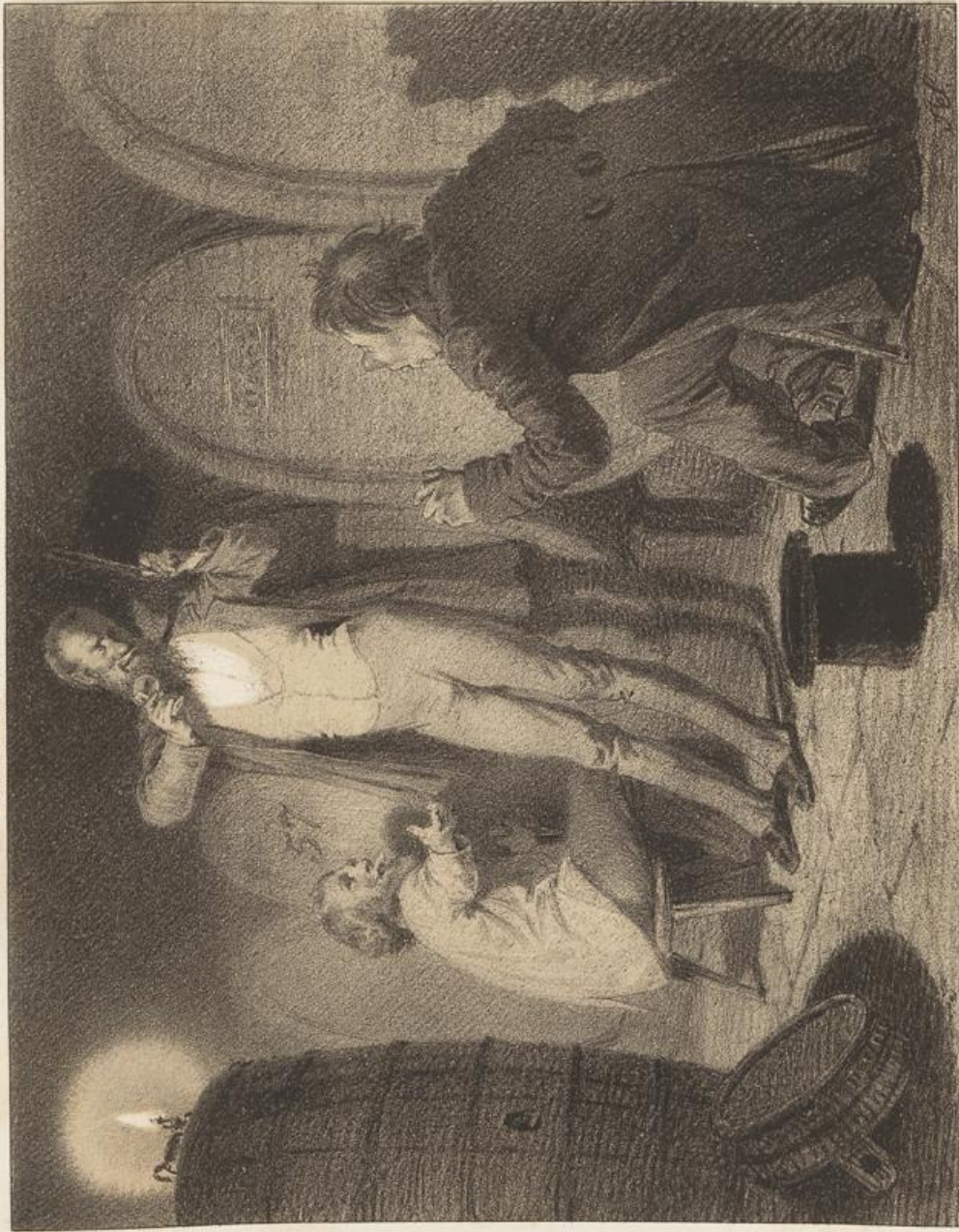


Lith. Jnst. v. Arnz & Co in Düsseldorf.

Pfui Teufel, der Stein kam dem Jungen aus der Faust.
Na — was man schwarz auf weiß besitzt, trägt man getrost nach Faust.

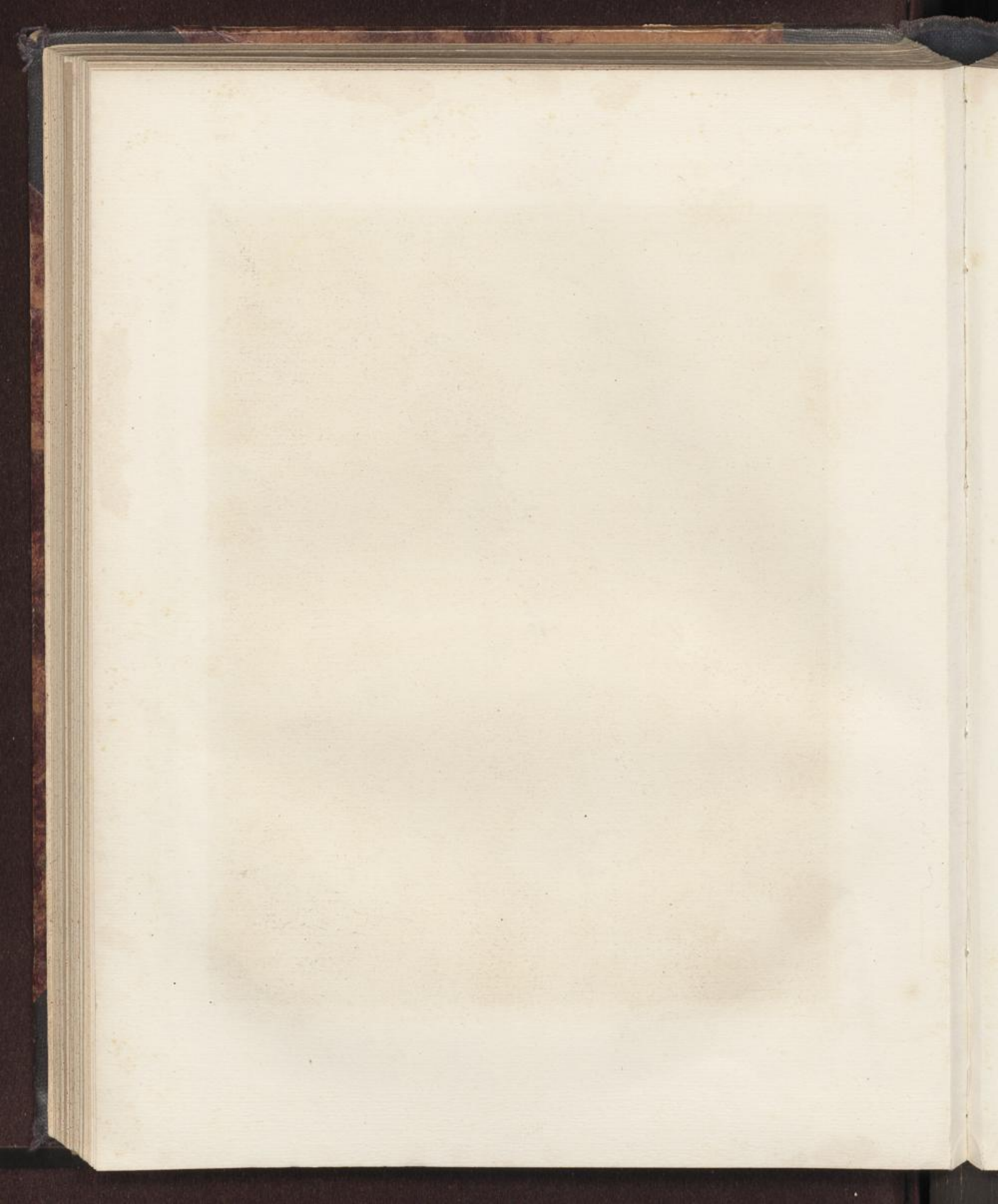
Faust.





Lith. Jhst. v. Arnz & Ct in Düsseldorf.

Gast zum Wirth. Was — dieses Glas Jonnisberger soll ich dort dem Herrn bringen? Nein mein verehrter und liebenswürdiger Wirth, dies Glas bring ich Ihnen, Sie sollen leben.

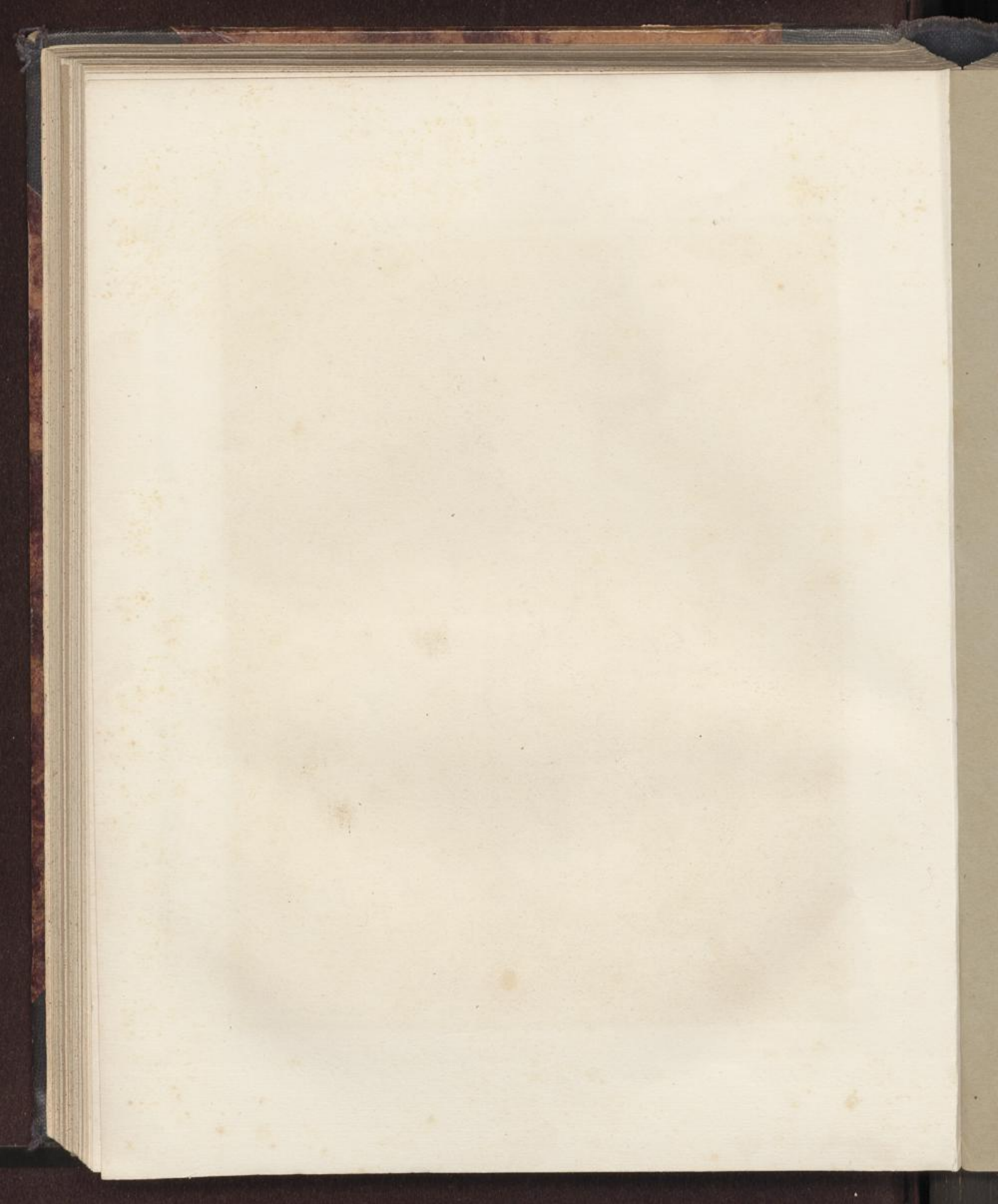




Lith. J. Hest. v. Arnz. & Ct. in Düsseldorf.

Der Schein trügt.

Baron schauen Sie doch die Rothen da unten! | Schau Huber die Schwarzgelben da oben!



Handwritten title at the top of the page, possibly a name or address.

Several lines of handwritten text, likely a letter or document content.

Handwritten title or section header in the middle of the page.

Handwritten text block following the middle title.

Handwritten title or section header in the lower middle section.

Handwritten text block following the lower middle title.

Handwritten title or section header in the bottom middle section.

Handwritten text block following the bottom middle title.

Handwritten title or section header in the bottom section.

Handwritten text block at the bottom of the page.

In demselben Verlage dieses Werkes wird demnächst der **neunte** Jahrgang des

Düsseldorfer Künstler-Albums

pro 1859 erscheinen.

Der Inhalt dieses so allgemein beliebt gewordenen Kunstwerkes wird dem des vorigen Jahrganges, welcher mit so allgemeinem Interesse aufgenommen wurde, nicht allein nicht nachstehen, sondern denselben an Reichhaltigkeit und gediegener, eleganter Ausstattung noch übertreffen. — Wir enthalten uns deshalb jeder weiteren Empfehlung, da das Werk für sich selbst sprechen wird.

Preis geh. 3 Thlr. 22½ Sgr. — Eleg. geb. in Callico mit Goldschnitt 5 Thlr. 20 Sgr.
Eleg. geb. in Maroquin mit Goldschnitt 6 Thlr.

Die früher erschienenen 8 Jahrgänge, welche für den Kunstfreund des Gediegenen und Schönen so Manches in gleichbleibender Vollendung enthalten, sind zu denselben Preisen fortwährend zu beziehen.

Ferner sind in diesem Jahre erschienen:

Märchen und Sagen für Jung und Alt.

II. Band. 36 Bogen im Formate des Künstler-Albums, mit 24 Illustrationen.
In elegantem Einbunde 5 Thlr. 10 Sgr.

Die Waffengattungen DES PREUSSISCHEN HEERES.

Acht Bilder in Farbendruck.

Nach Original-Zeichnungen von Emil Hünten

In eleganter Mappe 2 Thaler.

(Einzelne Blätter werden zu 10 Sgr. abgegeben.)

Sechs Abbildungen

vorzüglicher Hengste

aus dem

Grossherzogthum Oldenburg.

Nach der Natur gezeichnet von E. Volckers.

In elegantem Umschlag 5 Thaler 20 Sgr.

(Einzelne Blätter 1 Thlr. 15 Sgr.)

Das grosse Kunstblatt:

Blüchers Sieg bei Kaiserslautern,

(Rheincampagne 20. September 1794.)

gezeichnet von Emil Hünten, lithographirt von Eugen Krüger, mit Tondruck;
(Höhe 30" Breite 42") wird jetzt zu dem billigen Preise von 4 Thlrn. abgegeben.

DÜSSELDORF, den 1. Juni 1858.

ARNZ & COMP.